

Birgit Maria Körner, *Israelische Satiren für ein westdeutsches Publikum. Ephraim Kishon, Friedrich Torberg und die Konstruktionen „jüdischen Humors“ nach der Schoah*, Berlin: Neofelis 2024 (Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, hg. v. Joachim Schlör, Bd. 29), 237 S., 19,- €, ISBN: 978-3-95808-427-8

Im Humor versöhnt. Ephraim Kishon gegen seine Liebhaber verteidigt

Unter kultur- und literaturwissenschaftlicher Fragestellung gleichermaßen befasst sich die Spezialistin u.a. für deutsch-jüdische Literatur und ‚jüdischen Humor‘, Birgit M. Körner, in dieser vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsarbeit mit dem israelischen Satiriker Ephraim Kishon, der als Humorist besonders in der Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre bahnbrechende Erfolge feiern konnte. Von einer Gesamtauflage von ca. 43 Millionen seiner Bücher erschienen 33 Millionen allein in Westdeutschland. Der Erfolg sei, so die Autorin, ohne Zweifel auf die Leistung des Übersetzers Friedrich Torberg zurückzuführen, den einerseits das Interesse motivierte, den traditionellen ‚jüdischen Humor‘ über die Katastrophe des Holocaust hinweg in die Gegenwart zu transferieren, andererseits mit seinen im ‚Torberg-Ton‘ gehaltenen Übertragungen, oder wohl besser: Neuschöpfungen gezielt eine deutsche Leserschaft zu gewinnen. Das dürfte auch im Interesse des Autors Ephraim Kishon gestanden haben. Doch dass für solche am deutschen Zielpublikum orientierte Neuschöpfungen durchaus erhebliche Manipulationen am Original vorgenommen werden mussten, hat spätestens 1979, ein Jahr vor Torbergs Tod, zu einer tiefen Krise im Verhältnis zwischen Kishon und seinem ‚Mitschöpfer‘ geführt.

Ephraim Kishon, am 23. August 1924 in Budapest als Ferenc Hoffmann geboren, hatte seine schriftstellerische Begabung schon als Jugendlicher gezeigt, aber studieren konnte er als Jude nicht, weil in Ungarn eine Quotenregelung für

Hochschulen galt, die den Zugang von Juden zur Universität beschränkte. So erlernte er den Beruf des Goldschmieds. 1944 wurde er zur Zwangsarbeit in das Arbeitslager Jelšava (heute Slowakei) deportiert. 1945 gelang ihm die Flucht von einem Transport nach Polen. Seine Eltern und seine Schwester Agnes überlebten wie er den Holocaust, aber ein Großteil seiner Verwandtschaft nicht. 1945, nach dem Krieg, geriet Kishon in einen sowjetischen Gefangenentransport in den Gulag, konnte aber auch von dort entkommen. Danach studierte er an der Kunsthochschule Budapest Kunstgeschichte und machte ein Diplom als Metallbildhauer. Vier Jahre später dann die Flucht aus Ungarn nach Israel, wo man ihm bei seiner Ankunft seinen neuen Namen verpasste: Ephraim Kishon.

Erst jetzt erlernte er – recht schnell – die hebräische Sprache und begann bald, kleine humoristische Glossen für diverse Zeitungen zu schreiben. Sein erstes ins Englische übersetzte Buch „Look Back, Mrs Lot!“ kürte die *New York Times* 1959 zum *Book of the Month*, womit seine internationale Karriere Fahrt aufnahm. 1961 erschien „Drehn Sie sich um, Frau Lot!“ im Münchener Langen Müller Verlag in der Übersetzung des österreichischen Journalisten und Schriftstellers Friedrich Torberg.

Im ersten der vier Kapitel ihrer Studie legt Birgit Körner die Ergebnisse ihrer Sichtung bisher noch nicht beachteter Akten, Briefe und anderen wertvollen Materials vor, die sie mit den autobiografischen Texten und Einsprengseln Ephraim Kishons kritisch abgleicht. Wie nicht anders zu erwarten, gibt es da diverse Differenzen bei der Angabe von Zeiten und Orten, aber das ist nichts Sensationelles, denn nur selten haben Schriftsteller*innen die Absicht, ihren Lebenslauf zum Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung zu machen. (Das wird Körner, die mit einer Arbeit zu Else Lasker-Schüler 2015 promoviert wurde, vertraut gewesen sein.) Wichtig ist diese Grundlagenforschung aber darum, weil sich Körner für die Texte und Textstellen besonders interessiert, in denen die „Schoah-Erfahrung“ des Autors zu erkennen ist. Erst vor diesem Hintergrund wird ja die Frage erheblich, welche Funktion

der Humor in den ‚Humoresken‘ Kishons hat – „Humor“ und „Humorpoetiken“ sind ohnehin weitere Forschungsschwerpunkte der Autorin. Sehr lesenswert ist dieses zweite Kapitel allein der Wandlungen wegen, denen die psychologische Kraft des Humors als all- und altbekannte jüdische Resilienz einerseits, als satirisches und kritisches Potenzial im jungen Staat Israel andererseits unterworfen war. Deutlich wird schon hier, was sich im letzten Kapitel zeigen wird: Das Bild des fast harmlosen ‚Versöhnlers‘ Ephraim Kishon ist eher eine Projektion denn Realität. Trotz des übergroßen Erfolgs, den Kishons Bücher in der Bundesrepublik erlebten, dürfte auch dem Autor die Ambivalenz dieser seiner von Torberg und dem Lesepublikum zugewiesenen Rolle bewusst und nicht immer recht gewesen sein. Es ist sicherlich nicht verfehlt, hin und wieder an den Quizmaster Hans Rosenthal zu denken, der mit seiner ‚Dalli Dalli-Show‘ ähnlichen Erfolg hatte, der aber die Traumata, die Rosenthal ohne Zweifel beschädigt hatten, überdeckte und verbarg.

Im dritten Kapitel geht es Körner um die Auslotung des Verhältnisses zwischen den ‚beiden Kishons‘: um Ephraim Kishon und seinen Mitschöpfer Friedrich Torberg. Der Autor der ebenfalls äußerst beliebten Anekdotensammlung ‚Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes‘, war 20 Jahre älter als Kishon und fühlte sich berufen, die Texte des neu entdeckten israelischen Satirikers einem deutschen Publikum in sympathischer Weise anzubieten und dazu den Mittler zu spielen, weil er sich als ‚Geistesverwandter‘ Kishons fühlte. Allein die vielen Zitate aus Mund und Feder des mit einem stupenden und unerschütterlichen Selbstbewusstsein ausgestatteten Friedrich Torberg machen die Lektüre dieses Kapitels auch zu einem unterhaltsamen Parcours. Hier nur zwei Beispiele:

„Ich bin mit voller künstlerischer Verantwortung und, wie ich glaube, mit nicht ganz untauglichen Mitteln darum bemüht, den Geist des Originals nicht nur zu wahren, sondern ihm zu einer so präzisen Geltung zu verhelfen, wie es dem unbekümmert drauf

los produzierenden Schöpfer des Originals, eben infolge seiner Unbekümmertheit, nicht durchwegs gelingen konnte.“ (S. 140)

„Wenn ich ein israelischer Satiriker wäre, würde ich genau das schreiben, was Kishon schreibt. Nur besser.“ (S. 137)

Sans blague – bei der letztgenannten Behauptung dürfte sich Torberg nun doch geirrt haben, denn das israelische Alltagsleben, seine irrsinnigen Absurditäten und vor allem die beim israelischen Lesepublikum selbst durchaus aufmerksam wahrgenommene (auch politische) Kritik an Staat und Gesellschaft in Kishons Originaltexten war gerade das nicht, was Torberg dem deutschen Publikum vermitteln wollte. Sein Ziel vielmehr war, einen eher wehmütig klingenden ‚jüdischen Humor‘, den es vor dem ‚Untergang des Abendlandes‘ einmal gegeben haben mochte, hinüberzuretten in eine israelische Gegenwart, die sich in Kishons Texten zuweilen fast schon kafkaesk anfühlt, auf jeden Fall grotesk und zuweilen so wenig versöhnlich, dass Torberg sie gänzlich zur Übersetzung ablehnte, weil sie dem ‚deutschen Leser‘ schlicht nicht gefallen würde und die Verkaufszahlen der Auflage sanken. Heute ist nahezu unbekannt, dass Kishon zum Beispiel auch das Gedankenspiel durchexerzierte, den Staat Israel von seinen arabischen Nachbarn zunächst vernichten zu lassen, damit anschließend die ganze Welt in allergrößter Einmütigkeit um diesen Musterstaat der Demokratie trauern könne. Zahlreiche erinnerungskulturelle Symbole, Rituale und Widmungsakte würden überall auf der Welt erschaffen, und die wenigen Überlebenden dieses Genozids (Kishon erlaubt 82.616 Israelis das Überleben) erfreuten sich größten Mitgefühls und höchster Wertschätzung allüberall.

Am Ende der hier nur als Beispiel angeführten Groteske „Wie Israel sich die Sympathien der Welt verscherzte“ (1956/1963) kehrt nach dieser extremen Erfahrung der „Weltfriede“ ein:

„Einverständnis und Eintracht waren so allgemein, dass man sich endlich begründete Hoffnungen auf den lang ersehnten

Weltfrieden machen durfte. Eine schönere, glücklichere Zukunft schien sich anzubahnen. Israel war zum Symbol der Gerechtigkeit und der Moral geworden.“ (S. 112)

Dass Kishon mit dieser Pointe ein altes antisemitisches Muster quasi eins zu eins aufgriff, dass nämlich der erlösende Zustand des „alle Völker haben Ruh“ erst dann eintritt, wenn es keine Juden mehr gibt (und als jüdisches Kollektiv ist hier Israel zu verstehen), und durch die Hintertür hereinspazieren lässt, ist seine sehr kritische und auch bittere Intervention gegen die Scheinheiligkeit praktizierter Erinnerungsrituale der Zeit. Vor dem Hintergrund der radikalen Vernichtungsfantasien und -versuche der Gegenwart erscheint dieser Text verblüffend originell und scharf.

Es ist Körners Verdienst, die eigenartige Publikations- und Rezeptionsgeschichte des Werks von Ephraim Kishon – geprägt und gestört vom Umweg über Sprachen und individuelle Selbstverständnisse, geformt von einem hochkomplexen historischen und kulturgeschichtlichen Hintergrund, durchwoben mit je aktuell tief greifenden politischen und militärischen Ereignissen – in gut lesbarer Weise und reich belegt dargestellt, analysiert und bewertet und damit einen wertvollen Beitrag zur bundesdeutschen Erinnerungskultur geleistet zu haben.

Zur Rezensentin:

Dr. Ulrike Schrader ist Literaturwissenschaftlerin und Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal.